

ALMUDENA
GRANDES

Die drei
Hochzeiten
von Manolita

ROMAN
HANSER



ALMUDENA
GRANDES

Die drei
Hochzeiten
von Manolita

ROMAN
HANSER



Über das Buch

Almudena Grandes´ Vermächtnis — ein großer Roman über Solidarität und Liebe in finsternen Zeiten

Manolitas einziger Vorsatz ist es, »nie den Fehler zu begehen, einen schönen Mann zu heiraten«. Sie ist bekannt als Señorita »Zählt-nicht-auf-mich«, doch als ihre Eltern nach Francos Machtergreifung im Gefängnis landen, muss sie sich um die Familie kümmern. Obwohl sie mit dem kommunistischen Widerstand nichts zu tun haben will, wird sie heimlich zur Botin für die Oppositionellen. Um Informationen ins Gefängnis zu schmuggeln, gibt sie vor, mit dem schüchternen und stotternden Silverio liiert zu sein. Ist dieser politische Häftling wirklich der Mann, den sie dreimal heiraten wird? Ein Roman voller Farben, Wendungen und Überraschungen. Das meisterhafte Vermächtnis der großen spanischen Autorin Almudena Grandes.



Almudena
Grandes

Die drei Hochzeiten von
Manolita

Roman

Aus dem Spanischen von Roberto de Hollanda

Hanser

Für Luis.

Wieder einmal und doch nie oft genug.

Heute ist dir dein Land nicht mehr notwendig,
doch bleibt es dir in diesen Büchern lieb und nötig,
wirklich und traumgleicher als das andere:
nicht jenes, sondern dieses ist heute dein Land,
das, welches Galdós dich kennen lehrte,
tolerant wie er selbst, loyal im Widerspruch,
weltumfassend nach dem Vorbild des Cervantes,
heldenhaft lebend, heldenhaft kämpfend
für die Zukunft, die die seine war,
nicht für das unheilvolle Gestern, dem das andere erneut
verfiel.

Wirklich ist für dich nicht dieses Spanien, obszön und
erdrückend,
in dem heute der Pöbel regiert,
sondern das lebendige, von jeher edle Spanien,
das Galdós in seinen Büchern schuf.
Dieses heilt und tröstet uns hinweg über das andere.

Luis Cernuda, »Spanisches Diptychon II« (Auszug),
Desolación de la Quimera (1956—1962)

*Für Eduardo Mendicutti,
Gefährte der Seele
und des Widerstands*

Am Ende der Schlacht,
und tot der Kämpfer, trat ein Mann auf ihn zu
und sagte: »Stirb nicht, ich liebe dich so!«
Aber der Leichnam, ach, starb weiter.

Es näherten sich zwei und wiederholten:
»Verlass uns nicht! Mut! Kehr ins Leben zurück!«
Aber der Leichnam, ach, starb weiter.

Zwanzig liefen herbei, hundert, tausend,
fünfhunderttausend,
und riefen: »So viel Liebe, und keine Macht
gegen den Tod!«
Aber der Leichnam, ach, starb weiter.

César Vallejo, »Masse«, *Spanien, nimm diesen Kelch von mir* (1937)

Hätte ich des Himmels Macht,
in dieser brunnenschwarzen Nacht,
ich brähe wie des Mondes Klinge,
der Zellengitter feste Ringe.
Wär ich die Königin des Lichts,
des Windes und der See,
Ich scheute Sklavenfesseln nicht,
Wär deiner Freiheit gute Fee.

O weh und ach!
Wie eine Explosion,
Zermalmt mich dieses Ungemach!
Als wär es ein Zyklon.
Es ist Gewölk der Finsternis.
Ein jämmerliches Steinverlies
Ein durchgegangenes Fohlen,
Voller Kapriolen.
Eine Wüste aus Sand,
Von der Sonne verbrannt.
O weh und ach!
O weh und ach!

Rafael de León (Quintero, León y Quiroga), »¡Ay, pena,
penita, pena!« (1952)

1. Señorita »Zählt-nicht-auf-mich«

In guten Zeiten heiraten junge Frauen aus Liebe, in schlechten Zeiten aus Interesse. Ich heiratete in der schlimmsten aller Zeiten wegen zwei Vervielfältigungsmaschinen, die kein Mensch bedienen konnte. Ich war achtzehn, und bevor mein Bruder auf die Idee kam, mir das Leben schwer zu machen, wusste ich nicht einmal, dass es solche Maschinen gab.

»Bist du verrückt geworden«, schrie ich ihn an. »Als hätte ich nicht schon genug ...«

... um die Ohren wollte ich sagen, doch Toñito sprang auf, hielt mir mit einer Hand den Kopf fest und mit der anderen den Mund zu.

»Schrei nicht so!«, flüsterte er wütend, und es klang, als würde er jede einzelne Silbe zwischen den Zähnen zermalmen. »Weißt du, wie viele Polizisten da unten hocken könnten?« Ich nickte mit geschlossenen Augen, woraufhin er mich langsam wieder losließ. »Verrückt bist du, Manolita.«

Señor farolero que enciende el gas, dígame usted ole por caridad, por caridad ... Die schrille, ein wenig verstimmte Stimme von Jacinta, die normalerweise die Tänzerinnen dazu aufforderte, mit einer Hand die Röcke zu heben, um ihre Beine zu zeigen und aufzustampfen, als hätten sie noch eine Rechnung mit den Brettern der Bühne offen, hallte so klar und deutlich durch den Raum, als wären wir Gäste des Hauptkommissars, für den stets ein Tisch neben den Scheinwerfern reserviert war, direkt unter der Garderobe, wo die Frauen meinen Bruder versteckt hatten.

Kurz darauf steckte Dolores, die Schneiderin, mit fragend erhobenen Augenbrauen und angespanntem Mund den Kopf durch die Tür. Doch Toñito bedeutete ihr mit einem stummen Kopfschütteln und einer Handbewegung, dass es keinen Grund zur Sorge gab. Als die Tür wieder ins Schloss schnappte, hörten wir erneut Jacintas Stimme, *¡ay, ole con ole, y olé, y olá!*, und rührten uns nicht von der Stelle, bis die Zuschauer in tosenden Beifall ausbrachen.

»Hör mir zu.« Erst da wandte sich mein Bruder, der die Vorstellung auswendig kannte, wieder an mich. »Ich will nur, dass du mir zuhörst.«

Der quadratische Raum war von zwei an den Wänden befestigten Eisenstangen geteilt, an denen unzählige Flamencokostüme und eine Flut bunter Fransen und Volants hingen. In dem Teil neben der Tür, wo Toñito auf mich gewartet hatte, standen nur ein Tisch und ein Stuhl. Das war Dolores' Büro; hier führte sie Buch über die Kostüme, die zur Reinigung gebracht werden mussten oder von dort zurückkamen, kaputte Reißverschlüsse und Schuhe, die neue Absätze oder Halbsohlen brauchten. Während die Tänzerinnen eine nach der anderen stampfend die Bühne verließen, schob mein Bruder mit beiden Händen hastig die Kleider in der ersten und anschließend in der zweiten Reihe zur Seite und schuf einen Durchgang zwischen den Volants. Als auch ich die andere Hälfte des Raums erreichte, begleitete Palmera mit seinen Kastagnetten gerade die letzte Tänzerin in die Garderobe, und noch ehe seine Finger innehielten, hingen alle Kleiderbügel wieder an ihren Plätzen und Toñito saß in einem Sessel und ich auf einem Hocker ihm gegenüber.

Auf der anderen Seite der schwankenden Wand aus bunten, gepunkteten Kleidern befand sich das Fenster, durch das mein Bruder nach Belieben in seinem Raum ein und aus ging, der der Truppe als Ankleideraum diente. Ein Versteck, in dem sich die Flamencotänzerinnen in Ruhe umziehen konnten, während Dolores sie mit einem halben Dutzend Stecknadeln zwischen den Zähnen aufmerksam begutachtete. Seit dem Ende des Bürgerkriegs war diese Hälfte des Zimmers auch das Wohnzimmer von Antonio Perales García, Mitglied der JSU (Juventudes Socialistas Unificadas, Vereinte Sozialistische Jugend), der am 7. März 1939 untergetaucht war und von dem ich bis Weihnachten desselben Jahres nur eins gewusst hatte.

»Es geht ihm gut.«

Zwei Wochen, nachdem mein älterer Bruder verschwunden war und wir jeden Morgen in der Gewissheit aufwachten, dass Franco jeden Augenblick in Madrid einmarschieren würde, und mit einem Gefühl von Unsicherheit zu Bett gingen, das schlimmer war als das der Niederlage, hatte ich die Frau, die im Hauseingang auf mich wartete, nicht wiedererkannt. Als sie sich dessen bewusst wurde, nahm sie das dunkle Kopftuch ab, das ebenso ungewohnt war wie der weite Mantel, den sie trug, und flüsterte mir diese vier Worte zu. Es geht ihm gut. Sie hätten genügen müssen, doch ihre Stimme verduzte mich dermaßen, dass ich das, was meine Augen sahen, nicht mit dem, was ich gerade gehört hatte, in Zusammenhang bringen konnte. Ich war so überrascht, dass ich nicht einmal nickte.

»Dein Bruder Antonio«, erklärte sie leise, aber klar und deutlich, als spräche sie mit einem zurückgebliebenen Kind. »Es geht ihm gut. Er ist bei mir.«

Danach schlang sie das Kopftuch wieder über den Kopf und trat, ohne sich zu verabschieden, auf die Straße hinaus. Allein wegen ihrer flachen Schuhe hätte ich sie nicht erkannt, denn bis zu diesem Morgen war mir noch nie aufgefallen, dass sie kaum größer war als ich.

Der Gang war das Auffälligste an ihr gewesen. Mit ihren spitzen, hohen Absätzen, die sie weit über ihren Ruf hinaus erhoben, bewegte sie sich so anmutig wie eine barfüßige Ballerina auf Zehenspitzen. Bei jedem Schritt drohte sie, ihr wundersames Gleichgewicht zu verlieren, doch es gelang ihr immer, sich aufrecht zu halten, indem sie die Hüften schwenkte, nach rechts, nach links, und so die Illusion einer verwirrenden Instabilität erweckte, die ihren ganzen Körper einschloss. Vor dem Krieg hatte sie sich Abend für Abend für ihren Auftritt zurechtgemacht und auf dem Weg zur Arbeit einen unvergleichlichen Anblick geboten.

»Verdammt, Eladia ...« Mein Bruder war um Punkt halb neun die Treppe hinuntergelaufen, hatte sich neben dem Hauseingang an die Fassade gelehnt und aus nächster Nähe dieses einzigartige Phänomen bewundert. »Du siehst umwerfend aus.«

Carmelilla de Jerez — das war der Künstlernamen auf den Plakaten des Flamencolokals in der Calle de la Victoria, wo sie um neun Uhr abends auftrat — hatte einen langen weißen Hals, der ebenso straff und schlank war wie ihre Arme und Beine. Manchmal drehte sie sich im Gehen um

und warf ihrem Verehrer einen so geringschätzigen Blick zu, dass er lachen musste.

»Glitz nicht so, Antoñito, sonst wird dir noch schwindelig.« Und wenn sie guter Laune war, was allerdings nur selten vorkam, beleidigte sie ihn sogar.

»Nicht einmal dazu bist du Manns genug.«

»Sie ist verrückt nach mir.«

»Klar!«, zog ich ihn auf. »Das ist nicht zu übersehen.«

Dass diese Frau ihm das Leben gerettet hatte, hätte mich nicht wundern sollen. Die Eladia, die mich im März 1939 aufsuchte, trug denselben Namen und sah genauso aus, und doch war sie eine andere. Der Krieg hatte das Beste, aber auch das Schlechteste in uns allen hervorgebracht. Am Ende waren wir alle andere Menschen als die, die wir gewesen wären, hätten wir weiter in Friedenszeiten gelebt.

Im Frühjahr 1936, als ich noch keine vierzehn war, erkannte ich in Toñito nicht mehr den Jungen wieder, der früher mein älterer Bruder gewesen war. Seit er in der Samenhandlung meines Vaters in der Calle Hortaleza sein eigenes Geld verdiente, kam er nur noch nach Hause, um sich im Badezimmer einzuschließen und es wie aus dem Ei gepellt wieder zu verlassen. Anschließend wartete er vor dem Hauseingang darauf, dass Eladia an ihm vorbeistolzierte, verschwand erneut und kehrte so spät nach Hause zurück, dass er morgens kaum aus den Federn kam. Dann rannte er aus dem Haus, ohne zu frühstücken. Seit unserem Umzug nach Madrid war er viel schneller gewachsen als ich, äußerlich wie innerlich, und hatte mit einem Satz vorzeitig die Mauer übersprungen, die den Garten der Kindheit vom Dschungel der Erwachsenen

trennt. Doch als ich ihn fast schon für verloren hielt, gab der Krieg ihn mir zurück.

Nicht nur, weil er die Nachmittage plötzlich wieder zu Hause verbrachte, sondern wegen seiner neuen Begeisterung, dieser jugendlichen, unverhofften Energie, die von einem auf den anderen Tag die kraftlose Trägheit eines gutaussehenden jungen Mannes abgelöst hatte, eine rätselhafte, fröhliche Ausgelassenheit, die er in nächtlichen Exzessen kultivierte, von denen ich mir nicht einmal ansatzweise eine Vorstellung machen konnte. Seine Freunde aus der Nachbarschaft, Julián, Puñales, Manitas und Orejas hatten manchmal vergeblich nach ihm gefragt. Was für ein Kerl!, sagten sie dann, eher bewundernd als neidisch, wenn ich ihnen wieder einmal erzählte, dass er weggegangen war, ohne zu sagen wohin.

»Ich habe die Nase voll von deinem Sohn, hörst du?« Im Gegensatz zu ihnen hatte unsere Stiefmutter für seine neuen Gewohnheiten wenig übrig. »Wenn er alt genug ist, sich herumzutreiben, dann sollte er auch sein Gehalt zu Hause abgeben.«

»Warum?« Auch mein Vater war ein leidenschaftlicher Herumtreiber, deshalb ergriff er stets Partei für den Jungen, der ihm äußerlich wie innerlich immer ähnlicher wurde. »Ich gebe doch schon meins ab, oder etwa nicht? Soll er seinen Spaß haben, er ist noch jung ...«

Alles hing davon ab, mit welchem Fuß María Pilar an dem jeweiligen Morgen aufstand. Wir wussten, dass mein Vater einen Teil der Einkünfte aus dem Geschäft für seine privaten Ausgaben einbehielt und dass er sich vermutlich drei Tage nicht hätte blicken lassen, wenn seine Frau ihm

das vorgeworfen hätte. Oder dass Toñito ihn im Geschäft mit Aufmerksamkeit überschüttete, so wie umgekehrt er seinen Sohn, wenn der erst mittags verkatert zur Arbeit erschien. Deshalb hielt María Pilar meistens den Mund, während ich mir schwor, dass ich nie im Leben einen gutaussehenden Mann heiraten würde.

Mein Vater und mein Bruder waren beide groß gewachsen, kräftig, muskulös, vor allem aber sehr attraktiv. Sie hatten warme Augen, eine charaktervolle Nase, ein markiges Kinn und schmale Lippen. Von weitem sahen sie einander so ähnlich, dass sogar ihre Bewunderinnen sie gelegentlich verwechselten. Und obendrein hatten sie so viel Erfolg bei Frauen, dass manche, etwa Luisi, die Tochter der Pförtnerin, mit beiden flirteten.

Ich dagegen kam mehr nach meiner Mutter: Ich hatte ihr rundliches Gesicht geerbt, die Pausbäckchen und auch die kleinen Augen, die so dunkel wie Knöpfe waren. Am wenigsten gefiel mir mein Haar, ein struppiges Durcheinander winziger Locken, das aussah, als hätte ein Stromschlag es versengt. Jede Woche gab ich mein ganzes Taschengeld für Haarbänder, Zierkämme und Haarnadeln aus. Ich wusste einfach nicht, was ich mit dieser wilden Haarpracht anfangen sollte, die sich über mich lustig zu machen schien. Sie war genauso ein Rätsel wie meine kurzen Beine, die Puppenhände, der winzige Rumpf, der mich immer wie ein kleines Mädchen aussehen ließ, in einer Familie, deren Männer baumlang und deren Frauen gertenschlank waren. Ja, ich kam nach meiner Mutter, aber nicht ganz, denn ich hatte nicht ihren Körper geerbt,

sondern eine Miniaturausgabe davon, eine getreue Nachbildung, nur einen Kopf kleiner als das Original. Meine Schwester Isabel war neun, vier Jahre jünger als ich, aber nur zwei Fingerbreit kleiner.

Vielleicht freute ich mich deshalb so sehr über Toñitos Rückkehr. Wenn er sich wieder wie ein älterer Bruder benahm, würde ich den Platz an seiner Rechten einnehmen und mich darauf beschränken, seine Autorität, die er mir mit seiner Flucht vorzeitig aufgenötigt hatte, einfach widerzuspiegeln. Obendrein war es eine Freude, ihn anzusehen. Noch nie war er mir so anziehend erschienen wie jetzt, wenn er das Erstbeste überstreifte, was er im Schrank fand, sich mit beiden Händen durchs Haar fuhr und sich anschließend mit geröteten Wangen und flammenden Augen an den Küchentisch setzte und Zettel bekritzelte, die später im ganzen Haus verstreut waren. Niemals hatte ich ihn so viel lächeln sehen wie an jenen Nachmittagen im Sommer 1936, wenn die Wohnungsklingel und ein endloser Schwall von Umarmungen den Abend ankündigten. Manitas, Orejas, Puñales und viele andere kamen zu uns, Mädchen ebenso wie Jungen. Einige kannte ich vom Sehen, andere nicht.

Luisi war nicht die Einzige, die den revolutionären Eifer meines Bruders mit eingebildeten Anzeichen einer Zuneigung verwechselte, die Toñito für keins der Mädchen empfand, die unser kleines Wohnzimmer füllten. Da ich wusste, wem sein Herz gehörte, beobachtete ich vom Balkon aus die Straße, und wenn ich sah, wie María Pilar die Straße heraufkam, gab ich ihm sofort Bescheid.

Ende Juli hatte sich unsere Stiefmutter praktisch selbst entlassen, nachdem sie fünf Jahre als Köchin in einem Haushalt gearbeitet hatte. Ihr Arbeitgeber, ein Aristokrat, hatte ihr drei Monatsgehälter im Voraus bezahlt, ehe er zu seiner Sommerresidenz in Cestona aufgebrochen war. Als feststand, dass er nicht zurückkehren würde, nahm María Pilar eine neue Arbeit in der Küche des Hotels Gran Vía an, dessen strategische Lage — gegenüber dem Gebäude der Telefónica und nur einen Katzensprung von der Puerta del Sol entfernt — sein Restaurant zu einem der begehrtesten der Stadt gemacht hatte.

»Niemand!« Als Toñito mich überreden wollte, mich ihnen anzuschließen, weigerte ich mich. »Zählt nicht auf mich.«

Ich fand mich lediglich bereit, Schmiere zu stehen, damit sie die Wohnung verlassen konnten, ehe die Dame des Hauses von der Arbeit zurückkehrte. Während sie die Treppen hinunterrannten, leerte ich die Aschenbecher, sammelte die Gläser ein, wischte den Glastisch mit einem feuchten Tuch ab und schüttelte die Kissen auf, doch ich schaffte es nie so gut, dass María Pilar keinen Verdacht schöpfte.

»Wie oft soll ich dir das noch sagen?« Als Lohn musste ich auch noch einen Anpuff über mich ergehen lassen. »In meinem Haus wird keine Politik gemacht! Wer Politik machen will, soll auf die Straße gehen, wo die Hungerleider zu Hause sind!«

Für sie, die ein Leben lang für vornehme Herrschaften gearbeitet hatte, war die Ausrufung der Republik eine Katastrophe, ähnlich dem Untergang des Abendlandes. Das Gebaren der Dame von Welt, die ihre Rösche

zusammenraffte, um sich nicht am Staub ihrer armen Nachbarn schmutzig zu machen, wenn sie die Treppen hinaufstieg, war ebenso abstrus wie Toñitos Überzeugung, dass der befreiende Impuls der spanischen Massen nach dem Vorbild der glorreichen sowjetischen Revolution die Saat der Emanzipation, des Wohlstands und der Zukunft der Menschheit in sich trug.

»So kann man nicht leben«, sagte sie, weil niemand mehr kam, um das Foto zu sehen, auf dem die Herzogin in ihrem Palast Königin Victoria Eugenia empfing. Im Hintergrund sah man ihre Köchin, mit entsprechendem Gesichtsausdruck und einer steif gestärkten Schürze, die ganz von allein aufrecht stand. »Dieses üble Gesindel, das jeden duzt und vor nichts Respekt hat ... Wo wird das enden, bei so viel Respektlosigkeit!«

Manchmal dachte ich, wenn ich in die JSU eintrat, so wie Toñito es wollte, könnte auch ich die Treppe hinunterrennen und das Wohnzimmer wie einen Schweinestall hinterlassen. Dann würde sie selbst es aufräumen müssen und könnte ihre Wut an dem Kanarienvogel auslassen. Doch ich war zu müde, um mir eines der Ministerien aufzuhalsen, die mein Bruder und seine Freunde fröhlich unter sich aufteilten, als glaubten sie tatsächlich daran, dass die Entscheidungen, die sie auf ihren Versammlungen trafen, auf unser aller Schicksal Einfluss haben würden.

Ich hatte nichts gegen Toñito und seine Genossen, im Gegenteil, ich mochte sie sehr gern. Ich nahm sie zwar nicht ernst, aber ich wusste, dass sie brave Jungs waren mit guten Vorsätzen, und obwohl ich mich insgeheim über

Orejas lustig machte, gefiel er mir. Er sah nicht besonders gut aus, aber er war schlau, witzig und sehr galant. Er verfügte über ein ganzes Arsenal an Anekdoten, mit denen er sogar einen Stein hätte umgarnen können.

»Gehen Sie mit Gott, Señora«, sagte er immer, wenn María Pilar und ich ihm auf der Straße über den Weg liefen. »Und die Kleine mit mir!«

Obwohl ich wusste, dass Orejas seine Komplimente freigiebig unter allen Mädchen des Viertels verteilte, erlag ich gelegentlich der Versuchung, mir trotz seiner verwirrenden Wankelmütigkeit Illusionen zu machen. Die anderen Freunde von Toñito behandelten mich immer gleich, mit derselben vertrauten Gleichgültigkeit, mit der sie auch meine Schwestern bedachten. Doch er, der meistens an mir vorbeiging, als wäre ich Luft, tat manchmal so, als sähe er mich plötzlich mit anderen Augen.

»Gestern habe ich dich aus der Metro kommen sehen und dich nicht erkannt, Manolita. Ehrlich, ich bin dir sogar nachgelaufen, bis ich dich im Hauseingang verschwinden sah. Du bist ja eine richtige Frau geworden, kaum zu glauben ...«

Ich traute dem Braten nicht, errötete aber trotzdem, woraufhin er lächelte, als freute er sich über die Macht, die er über meine Wangen hatte. Möglich, dass er sich deshalb genauso viel oder gar mehr Mühe gab, mich zu rekrutieren und es ihm um ein Haar auch gelungen wäre.

»Dieser Orejas ist wirklich unverschämt ...«

Bis ich eines Nachmittags Luisi begegnete, die auf der Haustreppe ihre Cousine tröstete. Leonor hatte erfahren,

dass Orejas María, die Stieftochter der Pförtnerin in der Nummer 15, in die Gruppe aufgenommen und sich bei seinen Freunden damit gebrüstet hatte, ihr einige Tage zuvor nachgelaufen zu sein, um sich ihre Beine anzusehen. »Sie hat sich ganz schön gemausert, ohne dass wir es mitgekriegt haben«, hatte er verkündet.

Obwohl er mir deshalb nicht weniger gefiel, beschloss ich, nie wieder zu erröten, was zur Folge hatte, dass sich sein sprühender Witz an mir rächte. Er war es nämlich, der mir diesen komischen Spitznamen gab, über den sogar ich gelacht hätte, wenn er mir nicht so missfallen hätte.

»Seht mal, wer da ist«, rief er eines Nachmittags, als er mich auf dem Balkon sah. »Unsere Señorita ›Zählt-nicht-auf-mich<!«

In meiner Familie war der Krieg jedem wunderbar bekommen, außer mir. Die Männer hatten sich erfolgreich vor der Front drücken können, denn sie hatten sich so überstürzt freiwillig gemeldet, dass man den einen abgelehnt hatte, weil er zu alt, und den anderen, weil er zu jung war. Immerhin war mein Vater mit seinen siebenunddreißig Jahren noch imstande, der Sturmgarde beizutreten und mein Bruder mit seinen achtzehn Jahren reif genug, um eine Stelle im Büro des Generalkapitanats anzunehmen. Eine Woche nach dem Staatsstreich hatten beide einen Zeitvertreib, der viel spannender war, als stundenlang hinter dem Tresen zu stehen und Vogelfutter zu verkaufen.

María Pilar ihrerseits hörte früher auf zu jammern, als sie sich hätte vorstellen können. Nachdem sie ihren Ruf als Schmuckexpertin eingebüßt hatte, der sämtliche Frauen

des Viertels ihre Klunker zur Begutachtung brachten, und sie nicht länger als Meisterin des Protokolls galt, die wohlhabende Standbesitzer auf dem Mercado Antón Martín bei ihren Hochzeiten und Taufen beriet, stürzte die fluchtartige Abreise des Hofes aus der Stadt sie in einen Abgrund unerträglicher Bedeutungslosigkeit, bis sie Ende November 1936 den Tiefpunkt erreichte und endlich wieder Auftrieb bekam.

Als niemand mehr daran zweifelte, dass sich der Krieg in die Länge ziehen würde, entdeckte María Pilar dank ihrer neuen Arbeit im Hotel Gran Vía, dass vor ihrer Nase eine neue Aristokratie aus ausländischen Journalisten, berühmten Schriftstellern, gebildeten Diplomaten, Militärberatern und skandalösen Spanierinnen, die wie die Französinen rauchten und mächtige Männer umschwirrten, entstand. Geheimnisvolle Zirkel, in denen man über den Verlauf des Krieges debattierte. Kurz und gut, es handelte sich um eine erlesene Elite von wenigen, die wussten, was man wissen musste, ein Milieu, in dem María Pilar sich bewegte wie ein Fisch im Wasser. Von diesem Tag an schloss sie neue Freundschaften, eroberte sich neue Geschäftsfelder und blühte auf wie nie zuvor. Im Winter 1937, nachdem sie sich endgültig wieder gefangen hatte, vertrieb sie rücksichtslos Toñitos Genossen aus dem Wohnzimmer, das fortan zum Treffpunkt einer höchst seltsamen Gesellschaft wurde.

»Einen wunderschönen Tag, mein Kleines ...« Als der ungepflegte Mann mit dem alten, halb zerfledderten und an den Rändern abgewetzten Zylinder und einem Gehrock aus dem vorigen Jahrhundert vor mir stand, hielt ich ihn für

einen Schauspieler. »Hättest du wohl die Güte, der Dame des Hauses mitzuteilen, dass der Butler des Marquis de Hoyos sie sprechen möchte?«

»Wie bitte?«, fragte ich verdutzt.

»Don Eusebio!« In diesem Augenblick streckte María Pilar dem Besucher in einem seidenen, mit Flitter und Glasperlen bestickten Gewand, passend zu dem Turban auf ihrem Kopf, die Arme entgegen, als forderte sie ihn zu einem Charleston auf. »Welch ausgesprochenes Vergnügen, Sie in meinem Haus empfangen zu dürfen!«

»Haben Sie tausend Dank, meine Liebe, für eine Ehre, die ich nicht verdiene, aber sagen Sie ...« Während ich beobachtete, wie er ihr salbungsvoll die Hand küsste, begriff ich, dass ich nicht so falschgelegen hatte, denn dieser hohle, pompöse Dialog konnte nur aus einem Lustspiel stammen. »Bin ich etwa der Erste?«

»Aber nein. Doña Milagros wartet bereits auf uns.« Allerdings kam ich weder auf das Werk noch den Autor. »Hier entlang, bitte, folgen Sie mir ...«

Milagros war Haushälterin bei einem Berater der Bank von Vizcaya gewesen. Trotzdem rümpfte sie die Nase und streckte die Hand aus, damit Eusebio sie mit seinen Lippen streifen konnte, als hätten ihre früheren Herrschaften einem uralten Adelsgeschlecht angehört. Und es kamen noch mehr: Epifanio, der ehemalige Kammerdiener des aristokratischen Generals Weyler, María Teresa, die erste Zofe der Herzogin von Alba, Mateo, Butler im Haus der jüngsten Tochter des Herzogs del Infantado und Antonia, die Haushälterin der Ruiz Maldonados, einer wohlhabenden Bankiersfamilie aus Santander. Allesamt

umstrahlt von einer Eleganz aus besseren Zeiten, als könnten die Kleidung, Handschuhe und feinen Manieren, mit denen sie sich wie mit Edelsteinen schmückten, und die Regeln eines geheimnisvollen, scheinbar unschuldigen Spiels sie vor den Zeichen einer feindlichen Zeit beschützen.

»Sie haben ja keine Vorstellung, wie sehr ich Sie vermisst habe.« Nachdem sie ihren Katalog affektierter Floskeln und Verbeugungen erschöpft hatten, nahmen sie Platz, und María Pilar ergriff das Wort. »Als Allererstes möchte ich mich herzlich bedanken, dass Sie meiner Einladung gefolgt sind.«

»Wir haben zu danken, Doña María Pilar, für Ihre Großzügigkeit, die sich höchstens mit Ihrer Begabung messen kann.« Epifanio richtete sich in seinem Stuhl auf, tauchte eine Feder ins Tintenfass und wandte sich mit der ganzen Autorität seiner militärischen Vergangenheit an seine Kollegen. »Meine Damen und Herren, ich glaube, dass wir zuallererst eine Tagesordnung beschließen sollten. Meiner Meinung nach genießt die Frage der Mitgliedschaft allerhöchsten Vorrang.«

In diesem Augenblick stand María Pilar auf und schloss die Tür, ohne zu merken, dass ich dahinter stand. Ich fürchtete schon, nichts mehr mitzubekommen. Kurz darauf übertönte der Klang eines Glöckchens das diskrete Murmeln der Unterhaltung. An jedem anderen Tag hätte ich mich dumm gestellt. Ich war nicht María Pilars Hausmädchen, nicht einmal ihre Tochter. Es gab überhaupt keinen Grund, auf das Glöckchen zu reagieren, doch dann siegte meine Neugier.

»Was die Beschlagnahmungen angeht ...« Als ich die Tür öffnete, sprach noch immer Epifanio, so steif, als hätte er einen Besen verschluckt. »Gibt es diesbezüglich etwas Neues, Doña Antonia?«

»Entschuldigung«, unterbrach ich ihn höflich. »Hast du mich gerufen, María Pilar?«

»Ja, Manolita, ich dachte ... Was könnten wir den Herrschaften anbieten? Ein Gläschen Anislikör, vielleicht?« Was sonst, dachte ich, denn abgesehen von der Flasche Anislikör, die sie an diesem Tag im Hotel organisiert hatte, war nur noch der Wein zum Kochen im Haus. »Hätte jemand Lust?«

Alle stimmten bereitwillig zu, als wüssten sie, was ich wusste. María Pilar reichte mir lächelnd den Schlüssel der Anrichte, und nachdem ich ihr die Flasche gebracht hatte, öffnete ich die Vitrine und holte die bunten, geriffelten Gläschen, die sie mehr liebte als ihre eigenen Kinder, einzeln heraus. Während ich sie mit einer Serviette abstaubte und mir dabei eine Menge Zeit ließ, konnte ich Antonias Antwort hören und noch so manches mehr.

»O ja, leider, Don Epifanio, und nichts Gutes. Auf mein Haus können wir nicht zählen.«

»Hat es sich Ihre Enkelin etwa anders überlegt?«, wollte Mateo wissen.

»Viel schlimmer noch ...« Ich drehte mich vorsichtig um und sah, dass alle Anwesenden sie erwartungsvoll anblickten. »Señorita Inés, die Jüngste ... Nun ja, sie ist jetzt eine Revolutionärin.«

»Was Sie nicht sagen!« Epifanio machte große Augen.

»Glauben Sie mir«, bestätigte Antonia traurig. »Meine Enkelin und sie duzen sich mittlerweile, sie sprechen sich sogar mit Genossin an, daher ...«

»Genau wie mein Herr!«, stöhnte Eusebio. »Wo soll das bloß enden?«

»Niemand hat auch nur noch einen Funken von Respekt«, nickte María Pilar, während sie die Flasche öffnete und einschenkte. »Das ist doch kein Leben mehr in dieser Stadt.«

»Nun, nun, verfallen wir nicht gleich in Panik.« Epifanio hob die Hand und bat um Ruhe. »Die Ausnahme bestätigt bekanntlich die Regel. Die meisten Herrschaften wissen genau, wo ihr Platz ist.«

»Und der liegt glücklicherweise viele Kilometer weit weg«, betonte Mateo mit einem vorsichtigen Lächeln.

»Da haben Sie recht«, nickte Antonia, während ihre kleinen Mauseugen schelmisch funkelten. »Offensichtlich hat meine Virtudes zusammen mit ihrer Herrin ein Büro der Internationalen Roten Hilfe eröffnet. Was also die Mitgliedschaft angeht ...«

»Das ist eine großartige Nachricht, meine Liebe.« Epifanio fasste neuen Mut. »Diese Neuigkeit ist wichtiger, als man denkt, gewiss ...«

»Danke, Manolita.« Als ich gerade hoffte, etwas Wichtiges zu erfahren, bemerkte María Pilar, dass ich immer noch neben dem Tisch stand. »Du kannst jetzt gehen.«

Am 1. April 1937 kam meine Stiefmutter am helllichten Vormittag mit einer Armbinde der Internationalen Roten Hilfe am rechten Ärmel nach Hause. Sie trug eine dunkle

Bluse aus einfachem Stoff, die kein bisschen zu der blauen Hose passte, die sie zum ersten Mal in ihrem Leben angezogen hatte. Ich sah sie nicht, weil ich im Geschäft war, doch Isa erzählte mir später, dass sie ihre Stellung im Hotel eigenmächtig gekündigt hatte.

»Na warte, bis Vater das erfährt ...«

Doch da irrte ich mich, denn während des Abendessens erhob niemand die Stimme, und seit diesem Tag war unser Essen in dem Maße besser, wie das unserer Nachbarn schlechter, und María Pilar erkaufte sich hinter dem Rücken ihres Mannes Stillschweigen, indem sie völlig grundlos Geld verteilte. Kleine, aber regelmäßige Beträge, begleitet von der immer gleichen Warnung, behaltet es für euch, gebt nicht damit an, und sagt niemandem, dass ihr es von mir habt oder ihr seht nie wieder einen Céntimo. Irgendwann verschwand mein Vater für zwei Tage, und danach nahm alles wieder seinen gewohnten vertrauten Gang, ohne dass auch nur ein Wort gefallen wäre über die auffälligen Aktivitäten seiner Frau oder die geheimnisvollen Versammlungen, bei denen nie wieder ein Glöckchen geläutet wurde und deren Tür ab dem zweiten Treffen immer verschlossen blieb.

Ich war sicher, dass María Pilars plötzlicher Reichtum dem Mysterium dieser verschlossenen Tür geschuldet war, denn ihre Mitverschwörer hatten dieselbe unverständliche Metamorphose hinter sich, die aus Mächtegernherrschaften falsche Milizionäre gemacht hatte. Die Gestalten, die sich noch vor wenigen Wochen wie Schauspieler einer aus der Mode geratenen Komödie gekleidet hatten, verschanzten sich nun ungeachtet der

radikalen Proletarisierung ihres Äußeren und ihrer Kleidung hinter anachronistischen Dialogen, tausend Dank, verehrter Freund, hier entlang, bitte, erlauben Sie. Jetzt trugen die Männer einen Blaumann, ohne Hut, ohne Handschuhe, ohne Halstuch und waren unrasiert, die Frauen schminkten sich nicht mehr, sie hatten sich in Autorinnen statt Protagonistinnen eines fremden Werkes verwandelt, eines dunklen doppeldeutigen Genres, dessen Aufführungen sich den Blicken der Zuschauer entzogen. Und trotzdem konnten ihre Vorsichtsmaßnahmen nicht verhindern, dass ich auf eine Weise, die sie niemals hätten voraussehen können, hinter die Handlung kam.

»Manolita?«

»Zu Diensten.«

»Sprich bitte in das Hörrohr, sonst höre ich dich nicht. Ich bin nämlich so gut wie taub.«

Der Mai war gekommen, und seine strahlenden Tage luden zu langen Spaziergängen ein, sodass ich keine Zeit gehabt hatte, mich zu langweilen. Abgesehen von den beliebten Tüten mit Vogelfutter, dem wichtigsten Produkt unseres Geschäfts zu jeder Jahreszeit, solange in den Wohnungen von Madrid noch Vögel gehalten wurden, verkauften wir jetzt Unmengen von Saatgut an mutige Widerstandskämpfer, die den Frühling nutzen wollten, um in jeder verfügbaren Ecke Gemüse anzubauen, in Hinterhöfen, in öffentlichen Parks und sogar in Töpfen.

Kurz vor Ladenschluss hielt ein großer schwarzer Mercedes vor dem Laden. Ich hatte nur wenige ähnlich prachtvolle Luxuskarossen im Leben gesehen, und trotzdem konnte sie mich nicht beeindrucken. Eine

ungeschickte Hand hatte CNT (Confederación Nacional de Trabajo, Konföderation anarcho-syndikalistischer Gewerkschaften in Spanien) auf die Tür gemalt und nicht vermeiden können, dass dabei dünne weiße Farbnasen wie schmutzige Tränen herabgeronnen waren. Der Mann, der beim Aussteigen die beiden ersten Großbuchstaben vom dritten trennte, passte nicht zu den Leuten, die in Madrid sonst solche Wagen fuhren.

Mein erster Gedanke war, dass er zu María Pilars Clique gehören musste. Er war um die fünfzig, hochgewachsen, korpulent, fast kahlköpfig und sehr steif. Er trug zwar etwas, das einem Blaumann nicht unähnlich war, aber aus teurem, glänzendem Stoff bestand und dazu einen Gürtel, der eine gewisse Schlaffheit betonte, Fleisch, das in besseren Zeiten üppiger gewesen war. Der Unbekannte war in zweierlei Hinsicht authentisch. Als Aristokrat und als Anarchist zugleich.

»Ja«, schrie ich in das Hörrohr, das er an das linke Ohr hielt. »Ich bin Manolita.«

»Sehr erfreut.« Er streckte mir die makellos gepflegte Hand eines Mannes entgegen, der sich seinen Lebensunterhalt nie mit harter Arbeit hatte verdienen müssen. »Ich heiße Antonio de Hoyos y Vinent ...« Er überlegte, ob er noch etwas hinzufügen sollte und tat es dann. »Ich bin der Sohn des Marquis de Hoyos.«

»Ach ja!« Als ich den Titel hörte, zählte ich eins und eins zusammen. »Ich kenne Ihren Butler, Eusebio.«

»Meinen ehemaligen Butler«, berichtete er mich mit einem rätselhaften, kaum merklichen Lächeln. »Inzwischen hat er eine andere Beschäftigung. So wie die Frau deines